

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **25 (1943)**

Heft 35

PDF erstellt am: **24.05.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Beatrice Webb

nicht, ob noch härtere und härtere Erziehung uns bevorsteht; die Zeiten sind kritisch genug. Aber auch wenn uns das Schicksal erspart bleiben dürfte, wenn vielleicht sogar im fünften Kriegsjahr der Krieg zu Ende ginge: ein Kriegsende wird für uns und alle Völker vorerst noch schwere Zeiten des Ueberganges bringen und zugleich Europa, ja die ganze Welt vor die große Aufgabe gestellt sehen, das drohende Chaos zu bändigen, die Zusammenarbeit auf unserem Planeten zu organisieren. Dann wird es an uns allein sein, die brüderlichere Welt nicht nur zu wollen, sondern ihrem Kommen zu dienen durch die Bereitschaft, für neue Erdumwälzungen, welche alle Menschen nach Möglichkeit Arbeit und Brot und Schutz für frange und alte Tage sichern, aufgeschlossen und bereit zu sein.

## Brief einer Soldatenfrau

Liebste Freundin!

Ich habe Deine lieben Zeilen aus dem schmutzigen Erntemaler-Dorf erhalten. Ich mag Dir die Erholung und Ausspannung herzlich gönnen, und in mir ist keine Befürchtung, daß es dieses Jahr dazu für mich nicht reicht.

Wieder fragst Du mich um das Geheimnis, warum ich trotz ungemessener Pflichten und Bergen von Arbeit nie den Mut verliere, trotz mancherlei Widerwärtigkeiten mich durchzuringeln zum Fröhlichkeit und dabei frisch und elastisch bleibe.

Bis zu dieser ersten Stufe liegt bereits ein langer und beschwerlicher Weg hinter mir. Aber er hat mich auf festen, festeren Heimgrund geführt! Wie! Einfach so lernen kann man das nicht, man muß selbst hindurch und darf vor seiner Selbsterkenntnis zurücktreten. Wie habe ich mich doch in jenen jenen, unbeschriebenen Jahren oft gemüht wegen meiner Größerei, dem unvollständigen Sozialismus. Ich hatte mit Guren erdwehender Wirklichkeit in vielen recht, und manche Erfahrung habe ich teuer bezahlet — nichts, nichts will ich hingegen von jenem hohen Streben, das sich nun langsam aus auf mein Kind übertragen wird. Auch es wird leiden müssen, aber auch wachsen daran.

Wie gut weiß ich, daß die Welt nicht so aussieht, wie wir sie in unseren Mädchenträumen sahen; das Leben hat mich hier in die Welt genommen, besonders in diesen Jahren des Krieges. Wir haben ja alle mit Entzügen die Erfahrung machen müssen, daß die Menschen im Allgemeinen in diesem Weltwahn nicht besser werden. Aber einzelne, die die Kultur weiter tragen, werden helfen, die Zeit besser zu machen.

Ich bin eine Soldatenfrau wie Hunderttausende meiner Schwestern der Schweiz, ein bündisches Mädchen im großen Übermaß. Aber dieser Gedanke gab mir immer Halt und Stolz, gerade wenn es schwer war. Von uns Soldatenfrauen möchte ich Dir sprechen, die Du bis heute nicht weißt, was es heißt, monatlang allein alle Verantwortung zu tragen, Männerarbeit allein zu leisten und in Hunderten von stillen Stunden die Sorge um die Welt zu leiden. Denke an dieses große Heer hinter der Front, wenn Du müde und mühsam werden willst, und die Kraft wird Dich nicht mehr verlassen.

Wir haben gelernt, in monatelangen Alieutenenwidrigkeiten tapfer zu tragen und mit diesem zehenden Hunderttausender Glückes fertig zu werden. Wie oft haben wir auf Herzlichkeit, Gleichgültigkeit, Ungerechtigkeit und Gebantenlosigkeit unserer Nebenmenschen, die ihre eigenen Wege freieren und keinen Mitleid, keine Hilfe, nicht einmal ein freundliches Wort aufbringen für die Sorgen der überlasteten Soldatenfrau. Wie vielerorts brühen die finanziellen Sorgen, wie schwerer lastet mancherorts Einsamkeit und Verantwortung auf schwachen Schultern.

Und doch möchten wir diese Zeit der Anfechtungen, der Enttäuschungen und der oft böchsten Freuden nicht missen, hat sie uns doch innere Werte zugeführt, die niemand anders geben kann. Diese Zeit unserer Mitternacht hat uns eine andere Welt, zu der wir alle gehen. Er ist fähig, und wie die Welt fast, fertig; aber wenn Du eine Weile darauf gerüstet bist, dann sind Deine Füße nicht mehr so empfindlich und — je höher Du kommst — umso schwerer wird Mund- und Aufblick.

Wieselicht kann ich Dir ein wenig den Weg weisen zu dieser Straße: drei wichtige Wegweiser haben mir dabei geholfen.

Ich betrachte die Kunst des Arbeiters

Da wir erfahren, daß im Laufe dieses Jahres diese große englische Sozialpolitikerin geboren ist, möchten wir unsern Lesern einiges aus ihrem Leben und Wirken mitteilen.

Mit dem Tode Beatrice Webbs ist eine Arbeitergemeinschaft zu Ende gegangen, die vielleicht in der Welt nicht ihresgleichen hatte. Sidney und Beatrice Webb sagten immer: „Wir denken“, unserer Meinung nach“, und fast alles, was sie in den 50 Jahren ihrer Zusammenarbeit schrieben, schrieben sie gemeinsam. Glücklicherweise hat Beatrice Webbs ihre Lebensgeschichte bis zu ihrer Verheiratung veröffentlicht, „My Apprenticeship“. Sie gibt einem einen Begriff von der arbeitsvollen Rolle, die sie in jeder Zusammenarbeit spielen mußte.

Beatrice Potter kamte aus einem reichen Milieu. Ihr Vater war Großkaufmann, Gründer und Leiter bedeutender industrieller Unternehmen, und sie ererbte bald, daß sie zu jenen Kreisen gehörte, die „von Morgen bis Abend Befehle geben“. Aber ihr Drang nach Wahrheit machte sie mit dem Leben in der Welt unzufrieden. Sie und ihre acht Schwestern hatten Gelegenheit, führende Persönlichkeiten der Politik, Wissenschaft, Philosophie und Religion kennen zu lernen, und dreißig Jahre lang stand Beatrice unter dem Einfluß des alten Familienfreundes, des bekannten Philosophen Herbert Spencer.

Vom ihrem achten Lebensjahr an sahkte Beatrice Potter ein Tagebuch, sie las, was ihr gefiel, in der großen Bibliothek ihres Vaters, und nahm es mit ihrer Selbstbildung sehr ernst. Dort führte sie zu der Erkenntnis, daß sie überhaupt nichts wußte von vier Fünfteln ihrer Mitbürger, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen. Deshalb ging sie unter angenommenem Namen und als Bauerntochter verkleidet in eine Fabrikarbeiterfamilie in Lancashire, wo sie Gelegenheit hatte, die Lebensweise der Baumwollweber kennen zu lernen. Sie führte ferner die Lebensverhältnisse der Londoner Dackarbeiter, sie arbeitete als Schneiderlehrtöchter in einem Geschäft in St.-London. Als dann ihr Verwandter, Charles Booth, seine große Untersuchung über die Lebensverhältnisse der Londoner durchführte, nahm sie an seiner Arbeit teil. Probleme dieser Art reisten sie. Als hernach Charles Booth eine allgemeine nationale Alterserhebung vornahm, die er, nachdem er Konfessionär war, es ganz natürlich fand, daß der Staat für seine hilflosen, arbeitsunfähigen Bürger sorgen sollte, gerade wie wir in unseren Familien die Alten, die Lumbindigen und die Kranken pflegen, stimmte sie ihm bei. Für lag das Schicksal einer Million ihr unbekannter kranker Menschen näher als das körperliche Wohlergehen eines einzelnen ihr bekannten Kindes. Das Los dieser Million zu verbessern, erforderte aufopfernde Hingabe. Um ihnen wirklich helfen zu können, bedurfte es umfangreicher soziologischer und geschichtlicher Kenntnisse, bedurfte es auch wissenschaftlicher Methoden, die den Ursachen der Krankheiten nachgingen.

zunächst untersuchte Beatrice Potter die gesellschaftlichen Organisationen der Bevölkerung und der Gewerkschaften. Sie, die mit anti-

demokratischen, anti-folletischen Neigungen ihre Untersuchungen angefangen hatte, entwickelte sich nach und nach zu einer sozialistischen Lebensauffassung, und übertrafste ihre Verwandten durch ihre Heirat mit dem Sozialisten Sidney Webb. Der bekannte Schriftsteller G. H. Wells hat uns in seinem „New Machiavelli“ ein ziemlich boshaftes Bild der Webbs gezeichnet. Es scheint aber, daß er später seine Ansicht über sie geändert hat.

Eine ihrer gemeinsamen Arbeiten, die zu einem Standardwerk geworden ist, darf nicht unerwähnt bleiben: die Untersuchung über das Armengesetz (1909). Darin legten sie eine Reihe sozialer Maßnahmen vor, die die unmittelbaren Ursachen der Armut beseitigen und den Armen helfen sollten, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, Maßnahmen, die teilweise im heutigen „Welfare-Plan“ wieder erscheinen. Werdwürdigerweise nahm Beatrice Potter 1889 Stellung gegen das politische Wahlrecht der Frauen. Später sah sie aber ein, daß sie falsch gehandelt hatte, und erklärte ihren Fehler wie folgt: „Konvention im Temperament, und antidemokratisch durch meine soziale Umgebung, hatte ich gegen die Ueberzeugung der Frauen, die mein Vater empfand, reagiert. Er glaubte, daß die Männern überlegen seien und handelte demnach.“

Sidney und Beatrice Webb gehörten der Fabriegesellschaft an — er als einer ihrer Gründer — und trugen viel bei zu der langen Reihe von Bruchstücken, die die sozialistische Doktrin klarlegten. Sie glaubten an die Unvermeidlichkeit der stufenweisen Entwicklung (the inevitability of gradualness). Ihre letzte große Untersuchung aber war eine Anerkennung der Ergebnisse anderer Methoden. Im Jahre 1931 reisten die Webbs nach England, und die nächsten vier Jahre verbrachten sie auf Grund eigener Beobachtungen und Berichte von Gegnern und Freunden — Beamten, Gewerkschaften, Lehrern, Ärzten, Ingenieuren, Bauern, Fischern — sich ein Bild zu machen von der gesellschaftlichen Organisation des neuen Staates. Sie kamen zum Schluß, daß es in der ganzen sozialen Geschichte nie ein so solches und so aufregendes Experiment gegeben habe wie in der Sowjetunion. Sie entschloß sich, daß sie, zwei betagte Leute, beide über 80 Jahre alt, so bestehen sein sollten von diesem Thema. „Die meisten Leute über 70 sind nun irgend etwas besessen“, meinten sie, „gewöhnlich von sich selbst.“ Wir ziehen es vor, vom Sozialismus zu berichten zu sein.“ Obwohl sie nichts übrig hatten für die Methoden der englischen Sozialisten, haben sie in der Sowjetunion den Traum der Faber verwirklicht. Wie der Redaktor des „New Statesman and Nation“, ein Freund der Webbs, es ausdrückt: „Sie waren untrüfliche Bewunderer, dem sie interessierten sich mehr für Leistung im großen Maßstabe als für Fragen der Freiheit.“ Ob sie darin auf dem rechten Wege waren, wird die Zukunft lehren. So viel kann man sagen, Beatrice Webb wie ihr Gatte, bemüht sich Zeit ihres Lebens lebensschafflich, die Wahrheit zu suchen, und eine Organisation der Gesellschaft, die die Wohlfahrt der Menschen und den Frieden sichern würde. W. F. P.

Wir wieder lernen zu leben und zu sterben. Unser Glaube, wirklischer, immer neuer, erweiterter Glaube, unsere Gedanken, unsere Taten, unsere Familie und unserer Heimat. Dann erwacht in uns unmerklich die größte, unerbittliche Macht, die Liebe zu unseren Mitmenschen, die wir zu nehmen lernen wie sie sind, und weniger gut. Diese Liebe lehrt uns die Gebuld zu höchsten Aufgaben, erhält uns den Mut in bitteren Schwierigkeiten und lehrt uns Ablehnung all dessen, was im Hinblick auf die Ewigkeit keinen Wert verliert. Dann erfahren wir in unserer persönlichen Leben wie im großen Leben der Völker — und das ist meine große, unersiegbare Hoffnung, mein tiefster Glaube: Amor vincit omnia, und die Liebe siegt.

Ich kann mir gut vorstellen, die Du mit diesem Brief auf einem der stillen Rückfluten unter spärlichem Baume sitzt und wie Deine Augen nachdenklich über sanfte Hügel schweifen, hinüber zu den ewigen Himmeln unserer Heimat. Grüße mir diese getreuen Schwestern meiner Jugend, die mir immer Symbol von Festigkeit und Schönheit bleiben.

Ich verbleibe in treuer Freundschaft  
Dein Gerry.



## Äußerung einer Mutter

zum Artikel „Ueber die kulturelle und erzieherische Aufgabe der Arbeitsschwestern.“

Die Redaktion des Schweizer Frauenblattes hat die Leserrinnen ihres Blattes zwei interessante Gesichtspunkte über dieses Thema mitgeteilt.

Gerne folge ich ihrer Forderung, mich dazu zu äußern, da ich glaube, auf diesem Gebiete die nötige praktische Lebenserfahrung zu besitzen.

„Von der Situation der Mädchen im heutigen Schulwesen.“

Herr Dr. Schmid bemerkt dazu sehr richtig, daß die heutige Schulorganisation viel mehr auf das männliche Geschlecht als auf das weibliche ist eingerichtet und beruht auf dem Prinzip, daß die Mehrzahl der Schullehrer, Inspektoren und Lehrkräfte Männer seien. Die Schulweise, die Lehrpläne, die Stundenpläne sind von Männern geschaffen, sind von männlichen Händen geboren und darum auch zum großen Teil auf den weiblichen Charakter des männlichen Kindes abgemessen. In den Lehrmittelskommissionen sind die Männer wieder in der Mehrzahl.“

Ich möchte Ihnen, damit dieser Uebelstand nicht bald überwunden, sondern gründlich und nachhaltig beseitigt werden, empfehlen, drei tüchtige, praktisch erfahrene Mütter aus ihrer Gemeinde in die Erziehungsbehörde zu berufen. Diese könnten Ihnen dort über die richtige Begleitung geben.

Ich habe 1925 eine Broschüre, „Ungeübene Werte unserer Volksschule“, herausgegeben und „Schule“ verfaßt und in derselben vom 6. gallschen Regierung- und Erziehungsrat die Einführung des obligatorischen Hauswirtschaftsunterrichtes in unseren Volksschulen verlangt.

Zugunsten durch eine Reihe gemeinnütziger Organisationen in erster Linie der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, von den Schweiz. Armenpflegern, dem 6. gallschen Erziehungsdepartement und zahlreichen Privatpersonen aus den verschiedensten Ständen, endlich ist mich 1926 in einer Neuauflage meiner Broschüre, „Schule“ die Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft für die Einführung des obligatorischen Hauswirtschaftsunterrichtes in unseren Volksschulen verfaßt.

Nach gründlicher Diskussion in Männer- und Frauenkreisen, mit Behörden und Vereinen beschloß der 6. gallsche Regierung- und Erziehungsrat meiner Begleitung Folge zu leisten. Mein Plan wurde fast ganz ausgeführt und hat sich bewährt.

Im Bern, Zürich und St. Gallen gab es schon lange gute Hauswirtschaftsschulen, deren Inhalt fakultativ und die sich gegen Schulgebühren bezahlen lassen aus finanziell besser gestellten Bevölkerungsklassen erstreuten.

Von meiner langjährigen Privatstätigkeit in St. Gallen her kamte ich in Verbindung mit der Tätigkeit unserer Arbeitsschwestern und hatte einsehen gelernt, daß unsere Stickerinnen für sie ein zweifelhafte Schicksal war. Sätze sie bloß die Mädchen als Fädelrinnen, Wuschlerinnen, Verbeirerinnen usw. in ihren Dienst genommen, so wäre ihnen weiter nachteiliger als wenn sie als vermehrte Arbeitskräfte und bedürftige bezahlte auch verheiratete Frauen und Mütter. Diese entzog und entzogene sie dadurch ihren Familienpflichten; um durch einen kleinen Nebenverdienst den Lohn des Hausarbeiters zu ersetzen. Unter diesen Umständen verhalten sich das Hausmutter und die Erziehung der Kinder bedenklich. Es ward mir klar, daß hier der der obligatorische Hauswirtschaftsunterricht an unsern Volksschulen Remedur schaffen könnte.

Herr Dr. Schmid, als erfahrener Pädagoge weiß ich so gut als ich, wie tief in der Kindesseele der Zeit nach Beschäftigung liegt und wie hoch sie dringt. Fräulein sagt: „Der 3. Entwicklungsstadium in der Kindheit entspricht beim Kinde das Spiel, die darstellende Beschäftigung und die Arbeit.“ Der Kindergarten entspricht diesem kindlichen Bedürfnis in zweifelhafte Weise. Die Kinder, welche den Kindergarten besucht haben, wurden dort in vorwiegend sinnlichen Alter im Wägen, Stühlen, Zeichen, Malen und Flechten so hübsch unterrichtet und sind fähig auf die Handfertigkeit und ihre kleinen Erzeugnisse. Das ist ja der beste Beweis für die Wichtigkeit der Handarbeit. Schon früh gemacht sein. Dann kommen sie in die Primarschule, und dieser Unterricht wird leider nur zum Teil fortgesetzt und ausgebaut. Denjenigen Kindern, die keinen Kindergarten

als die wichtigste aller Künste, sie erleichtert alles andere. Es ist wohl das größte Unglück, ein Leben ohne Arbeit und ihre Frucht erleben zu haben. Denn betrachte ich das Recht auf Arbeit für Mann und Frau als das ursprüngliche aller Menschenrechte. Was für eine Arbeit, die ich meine Arbeit nicht, nicht überflüssig oder unnütze, Arbeit nicht nur zum Erwerb materieller Güter, sondern unbedingt auch zur Schaffung ideeller Werte.

Arbeit als geistige und körperliche Anstrengung bringt Friede und Glück ins Leben, wenn sie nicht in Ehrgeiz ausartet, dann aber auch Arbeit an sich selbst zur Bildung des harmonischen Menschen durch Besenden in der höchsten Arbeit: der Erziehung und Philologie und durch Studium der Bibel.

Arbeit aber auch im Dienste der Menschlichkeit, was ja gerade heute alle unsere Hände nicht ausreichen. Kein Schweizer, keine Schweizerin sollte nicht irgendeinem großen Hilfsverband verbunden sein. Dies ist Gebot des hohen Christentums: Im Zeichen des Kreuzes steht unser Land, im Zeichen des roten Kreuzes erfolgt den Verfolgten und Gefährten Hilfe, im Zeichen des Kreuzes wollen

für das höchsten Kostgeld auch noch keine Fährden wagen? Geh du nur in Not und Tade, ist gut genug für dich.“

Wachdem ich die Brotsuppe gegessen hatte, durfte ich hinausgehen, und da sah ich nun erst, wo ich war. Das Häuschen war von einem engen Hofplatz umgeben. Ein unordentlicher Dünnerhaufen nahm den meisten Raum ein. Dicht am Düsänden, gerade unter dem Fenster, war ein Beet mit etwas Grünem darauf. Ich hielt es für einen kleinen Gartenerker, aber es war ein Beet mit etwas Grünem darauf, indem ich mich darauf setzte. Da wurde beifig ans Fenster geklopft, und Frau Göge, die mich hereinrief. Sie trat mir sornig entgegen und schalt: „Du unartige Kind! Wie darfst du dich wohl auf unter Petersilienbeet setzen! Daß du das bist, wiederholt! Du meinst das die Katzenbeute, nicht die Petersilienbeet.“

Später wurde mir klar, daß die Hälfte des Bettes der Schulkameristin gehörte, die die oben zwei Stufen innehatte.

Göges waren viel abwesend. Der Mann war Steinloper, und die Frau ging auf Arbeit, da war ich viel selbst überlassen. Als lauter Ordnungsgeliche ließ die Frau nicht, daß ich mir in der Stube eine Welt für mich schuf. Wenn ich mir eine Spielerei einrichtete, so verbot sie mir selbstend, hier solche Unordnung zu machen. „Sonst! Sonst! Ich spiele, aber nicht in ihrer astatuten Stube. Ja, wo war „sonst! Wo? Als ich allein war, sah ich mich hüben und dranhin war ich wegschick, nun ludte ich im Haus.“

Wie Spielraum zum Anstehen hatte ich nicht, ich mußte auf unordentlich und ängstlich. Unter der Treppe war eine kleine unregelmäßige Lücke, die durch einen

Wir gingen durch den engen Gang eines Vorderhauses, kamen über einen Hofplatz in ein kleines Hinterhaus, hier wohnten Göges. Das alte Gebirge war ein Hofplatz hatte etwas Wildes, Verborgenes. Sie sagten nicht viel, aber auch der Mutter schien das Sprechen schwer zu fallen, sie ermahnte mich nochmals mit halblauter Stimme, brav und gut zu sein, dann sah sie mit verlegenerm Blick auf die beiden. Sie sagte mir, und als ich mich kampflos an ihren Hals klammerte, sah sie mich sanft aber entschieden von sich und verschwand. Ich hätte ich nur laut schreien dürfen, aber das machte ich nicht, habe ich doch noch lieben verlohren, mich zu flühen. Wie konnte ich sie hier ausbathen! Von den beiden sah ich mich in den hinteren Blick durchs Zimmer schweifen. Nur das Notwendige befand sich hier. Alles war sauber und ordentlich, aber unendlich öde. Der einzige Schmuck an der Wand war eine alte Schwarzholzer Uhr, über deren Zifferblatt eine lachende Sonne gemalt war. Gemalt es Leben! Welcher Gegensatz zum Fortschritt! Da die menschliche Fülle von wunderbaren Dingen, die lebhaft, sarkastische Mutter. — Hier nichts! Die Frau machte mir mein Lager auf dem Kanapee zurecht, und als ich lag, gingen die beiden auf zu Bett. Ich schloß die Augen. Wie lange war ich gemeint haben? Sätze mich am nächsten Morgen jemand gefragt, wie ich gefühlt habe, so hätte ich sicher geantwortet: „Ich habe gar nicht gefühlt, ich habe die ganze Nacht gemieut.“

Als ich am nächsten Morgen mein hübsches Kleid anhaben wollte, sagte die Frau mürrisch: „Bräutli kein Kleid anziehen. Meinst du, ich soll

für das hübsche Kostgeld auch noch deine Fährden wagen? Geh du nur in Not und Tade, ist gut genug für dich.“

Wachdem ich die Brotsuppe gegessen hatte, durfte ich hinausgehen, und da sah ich nun erst, wo ich war. Das Häuschen war von einem engen Hofplatz umgeben. Ein unordentlicher Dünnerhaufen nahm den meisten Raum ein. Dicht am Düsänden, gerade unter dem Fenster, war ein Beet mit etwas Grünem darauf. Ich hielt es für einen kleinen Gartenerker, aber es war ein Beet mit etwas Grünem darauf, indem ich mich darauf setzte. Da wurde beifig ans Fenster geklopft, und Frau Göge, die mich hereinrief. Sie trat mir sornig entgegen und schalt: „Du unartige Kind! Wie darfst du dich wohl auf unter Petersilienbeet setzen! Daß du das bist, wiederholt! Du meinst das die Katzenbeute, nicht die Petersilienbeet.“

Später wurde mir klar, daß die Hälfte des Bettes der Schulkameristin gehörte, die die oben zwei Stufen innehatte.

Göges waren viel abwesend. Der Mann war Steinloper, und die Frau ging auf Arbeit, da war ich viel selbst überlassen. Als lauter Ordnungsgeliche ließ die Frau nicht, daß ich mir in der Stube eine Welt für mich schuf. Wenn ich mir eine Spielerei einrichtete, so verbot sie mir selbstend, hier solche Unordnung zu machen. „Sonst! Sonst! Ich spiele, aber nicht in ihrer astatuten Stube. Ja, wo war „sonst! Wo? Als ich allein war, sah ich mich hüben und dranhin war ich wegschick, nun ludte ich im Haus.“

Wir gingen durch den engen Gang eines Vorderhauses, kamen über einen Hofplatz in ein kleines Hinterhaus, hier wohnten Göges. Das alte Gebirge war ein Hofplatz hatte etwas Wildes, Verborgenes. Sie sagten nicht viel, aber auch der Mutter schien das Sprechen schwer zu fallen, sie ermahnte mich nochmals mit halblauter Stimme, brav und gut zu sein, dann sah sie mit verlegenerm Blick auf die beiden. Sie sagte mir, und als ich mich kampflos an ihren Hals klammerte, sah sie mich sanft aber entschieden von sich und verschwand. Ich hätte ich nur laut schreien dürfen, aber das machte ich nicht, habe ich doch noch lieben verlohren, mich zu flühen. Wie konnte ich sie hier ausbathen! Von den beiden sah ich mich in den hinteren Blick durchs Zimmer schweifen. Nur das Notwendige befand sich hier. Alles war sauber und ordentlich, aber unendlich öde. Der einzige Schmuck an der Wand war eine alte Schwarzholzer Uhr, über deren Zifferblatt eine lachende Sonne gemalt war. Gemalt es Leben! Welcher Gegensatz zum Fortschritt! Da die menschliche Fülle von wunderbaren Dingen, die lebhaft, sarkastische Mutter. — Hier nichts! Die Frau machte mir mein Lager auf dem Kanapee zurecht, und als ich lag, gingen die beiden auf zu Bett. Ich schloß die Augen. Wie lange war ich gemeint haben? Sätze mich am nächsten Morgen jemand gefragt, wie ich gefühlt habe, so hätte ich sicher geantwortet: „Ich habe gar nicht gefühlt, ich habe die ganze Nacht gemieut.“

Als ich am nächsten Morgen mein hübsches Kleid anhaben wollte, sagte die Frau mürrisch: „Bräutli kein Kleid anziehen. Meinst du, ich soll

für das hübsche Kostgeld auch noch deine Fährden wagen? Geh du nur in Not und Tade, ist gut genug für dich.“

Wachdem ich die Brotsuppe gegessen hatte, durfte ich hinausgehen, und da sah ich nun erst, wo ich war. Das Häuschen war von einem engen Hofplatz umgeben. Ein unordentlicher Dünnerhaufen nahm den meisten Raum ein. Dicht am Düsänden, gerade unter dem Fenster, war ein Beet mit etwas Grünem darauf. Ich hielt es für einen kleinen Gartenerker, aber es war ein Beet mit etwas Grünem darauf, indem ich mich darauf setzte. Da wurde beifig ans Fenster geklopft, und Frau Göge, die mich hereinrief. Sie trat mir sornig entgegen und schalt: „Du unartige Kind! Wie darfst du dich wohl auf unter Petersilienbeet setzen! Daß du das bist, wiederholt! Du meinst das die Katzenbeute, nicht die Petersilienbeet.“

Später wurde mir klar, daß die Hälfte des Bettes der Schulkameristin gehörte, die die oben zwei Stufen innehatte.

Göges waren viel abwesend. Der Mann war Steinloper, und die Frau ging auf Arbeit, da war ich viel selbst überlassen. Als lauter Ordnungsgeliche ließ die Frau nicht, daß ich mir in der Stube eine Welt für mich schuf. Wenn ich mir eine Spielerei einrichtete, so verbot sie mir selbstend, hier solche Unordnung zu machen. „Sonst! Sonst! Ich spiele, aber nicht in ihrer astatuten Stube. Ja, wo war „sonst! Wo? Als ich allein war, sah ich mich hüben und dranhin war ich wegschick, nun ludte ich im Haus.“

Wir gingen durch den engen Gang eines Vorderhauses, kamen über einen Hofplatz in ein kleines Hinterhaus, hier wohnten Göges. Das alte Gebirge war ein Hofplatz hatte etwas Wildes, Verborgenes. Sie sagten nicht viel, aber auch der Mutter schien das Sprechen schwer zu fallen, sie ermahnte mich nochmals mit halblauter Stimme, brav und gut zu sein, dann sah sie mit verlegenerm Blick auf die beiden. Sie sagte mir, und als ich mich kampflos an ihren Hals klammerte, sah sie mich sanft aber entschieden von sich und verschwand. Ich hätte ich nur laut schreien dürfen, aber das machte ich nicht, habe ich doch noch lieben verlohren, mich zu flühen. Wie konnte ich sie hier ausbathen! Von den beiden sah ich mich in den hinteren Blick durchs Zimmer schweifen. Nur das Notwendige befand sich hier. Alles war sauber und ordentlich, aber unendlich öde. Der einzige Schmuck an der Wand war eine alte Schwarzholzer Uhr, über deren Zifferblatt eine lachende Sonne gemalt war. Gemalt es Leben! Welcher Gegensatz zum Fortschritt! Da die menschliche Fülle von wunderbaren Dingen, die lebhaft, sarkastische Mutter. — Hier nichts! Die Frau machte mir mein Lager auf dem Kanapee zurecht, und als ich lag, gingen die beiden auf zu Bett. Ich schloß die Augen. Wie lange war ich gemeint haben? Sätze mich am nächsten Morgen jemand gefragt, wie ich gefühlt habe, so hätte ich sicher geantwortet: „Ich habe gar nicht gefühlt, ich habe die ganze Nacht gemieut.“

Als ich am nächsten Morgen mein hübsches Kleid anhaben wollte, sagte die Frau mürrisch: „Bräutli kein Kleid anziehen. Meinst du, ich soll

für das hübsche Kostgeld auch noch deine Fährden wagen? Geh du nur in Not und Tade, ist gut genug für dich.“

Wachdem ich die Brotsuppe gegessen hatte, durfte ich hinausgehen, und da sah ich nun erst, wo ich war. Das Häuschen war von einem engen Hofplatz umgeben. Ein unordentlicher Dünnerhaufen nahm den meisten Raum ein. Dicht am Düsänden, gerade unter dem Fenster, war ein Beet mit etwas Grünem darauf. Ich hielt es für einen kleinen Gartenerker, aber es war ein Beet mit etwas Grünem darauf, indem ich mich darauf setzte. Da wurde beifig ans Fenster geklopft, und Frau Göge, die mich hereinrief. Sie trat mir sornig entgegen und schalt: „Du unartige Kind! Wie darfst du dich wohl auf unter Petersilienbeet setzen! Daß du das bist, wiederholt! Du meinst das die Katzenbeute, nicht die Petersilienbeet.“

Später wurde mir klar, daß die Hälfte des Bettes der Schulkameristin gehörte, die die oben zwei Stufen innehatte.

Göges waren viel abwesend. Der Mann war Steinloper, und die Frau ging auf Arbeit, da war ich viel selbst überlassen. Als lauter Ordnungsgeliche ließ die Frau nicht, daß ich mir in der Stube eine Welt für mich schuf. Wenn ich mir eine Spielerei einrichtete, so verbot sie mir selbstend, hier solche Unordnung zu machen. „Sonst! Sonst! Ich spiele, aber nicht in ihrer astatuten Stube. Ja, wo war „sonst! Wo? Als ich allein war, sah ich mich hüben und dranhin war ich wegschick, nun ludte ich im Haus.“

Ich nahm den Korb, und nachdem ich mehrere Male erachtet hatte, fand ich den großen Steinberg. Meine Füße schmerzten, als ich über den feinen Steinern herumtrotzte und ich fand nur wenig Holz, was ich mir noch mochte und feucht. Aber es dauerte gar nicht lange, da fühlte ich mich sehr altzeitlich auf dem öden Steinhaufen. Schon nach kurzer Zeit sah ich nicht mehr nur das tote Gestein, da war ja allerlei, das glänzte und funkeltete, ja mannde keine roten wie mit goldenen Flecken bedeckt. Ich sah es auf die eine Seite war tot und leer, aber die andere ladete mir entgegen. Ich verpaß durchaus, weshalb ich hierhergekommen war. Ich sammelte — sammelte, aber nicht langweiliges, lautes Holz, o bravo! Ich sammelte Gold! Die mit den gelbglänzenden Flecken besetzten Steine. Die Buppe setzte ich in die Mitte, ließhaft folterte ich ihr jeden Stein und ersetzte, wo ich ihn gefunden hatte.

Ich fand niemand da, als ich nach Hause kam, und gefühllos baute ich meine Schätze auf dem Tisch mit meinen Schätzen auf. Die Buppe setzte ich in die Mitte, ließhaft folterte ich ihr jeden Stein und ersetzte, wo ich ihn gefunden hatte.

„Schade, du“, sagte ich eifrig flüsternd, „daß ich deine Warte habe! Weißt du, im Fortschritt liegt der Vater jeden Stein in ein kleines hübsches Bettchen.“

So hatte ich mir trotz meiner Verlassenheit, mein Glück im dunklen Steinpfeiler, und da ich eine kleine Anstalt hatte, konnte ich mich in ein kleines Stübchen Glück hatte, und daß man es mir nehmen könnte, so hielt ich es ganz genau.

Kurze Zeit danach machte die Frau rein, und zu-



# "Allewyl" Persil's Bescht für d'Wösch

Nicht alle die icht im Auffanglager sind, können in ein Arbeitslager eingereiht werden; die alten und kränklichen Leute müssen daher privat untergebracht werden.

**Wer ist bereit,** einen Flüchtling bauern, das heißt, für mindestens 6 Monate gratis oder gegen bescheidene Entschädigung in seinem Hausball aufzunehmen?

Mütter mit Kindern unter 6 Jahren sind ebenfalls nicht arbeitspflichtig.

**Wer ist bereit,** eine Mutter mit ihrem kleinen Kind, gratis oder gegen kleine Entschädigung aufzunehmen?

Die Emigranten\* welche in den Arbeitslagern untergebracht sind (es handelt sich bei dieser Kategorie ausschließlich um Männer), haben in regelmäßigen Abständen entweder einen Wochenurlaub oder einen 10 Tage-Urlaub.

**Wer ist bereit,** einen Arbeitsdienstler während seiner Urlaubstage gratis bei sich aufzunehmen?

Alle Flüchtlinge und Emigranten erhalten für die Dauer ihres Urlaubs die notwendigen Wahlzetteln, Coupons, so daß sie in ihrer Heimat ihren Gassenberg nicht zur Luft fallen.

Allen Hilfsbetreibern gibt die Zentralfstelle für Flüchtlingshilfe, Kantonsstrasse 1, Zürich 1, gerne Auskunft und auch ihr Votum, Flüchtlingspariser, Strassstrasse 54, Zürich, dessen kürzlich erhaltener Aufruf mit dem Wortlaut lautet:

"Die Schweiz ist das Land der Fremdenfreundlichkeit". Sie liegt darnieder. Ob sie wieder einmal aufstehen wird, hängt auch wesentlich davon ab, wie unser Land sich heute zu den Fremdlingen stellt, die uns zunächst nichts anderes bringen als sich selber. Es ist jetzt vornehmste Pflicht, daß das Schweizerhaus gastliches Geistes bleibt. Wer nicht dienen kann, schadet der Heimat, ihrem Geist, ihrer Gesinnung, ihrer Geschichte, ihrem Ruf aber ebenfalls. Darum auf zum Dienst und zum Opfer, um Heimatlosen Heimat zu bieten für Leib und Seele!"

### Interessiert Sie das?

Buechockern-Sammlung der städt. Schulen St. Gallen im Herbst 1948

Total der gesammelten Buchstößen 700 kg  
Oel-Ertrag, bestimmt für die Schulküchen 140 Liter

**Verwendung des Oeles:**

7 Schulküchen der Stadt mit ca. 530 Schülerinnen teilen sich in die 140 Liter Buechockern-Oel. Es wird verwendet zu Salaten, zum Braten, Backen wie zu Fettmischungen. Der Vorrat reicht etwa für 1 Jahr, so daß für diese Zeit kein Oel mehr durch die Lebensmittelzubereitung gefordert werden muß.

Qualität des Oeles: gelb, klar, sehr fettig und daher ausgiebiger als die üblichen Handelsöle.

Kosten: 1 Liter kommt auf ca. Fr. 1.50 zu stehen (durch Frachten, Preislohn und Gefäße).

ihre Leben lang hinter Ladentische gebannt, vor hohe Regale, die alle Herrlichkeiten enthalten, nach welchen sich Frauengemüter sehnen. Sie empfangen diese märchenhaften Dinge, sie „zeichnen sie aus“, sie forcieren sie, sie ordnen sie verlockend ein, sie holen sie hervor, sie breiten sie aus, sie preisen sie an und freuen sich, wenn diese Herrlichkeiten „an die Frau kommen“.

Wie würde sich ein Hungernder in einem Kaufmannsbüro benehmen? Wie benehmen sich Verkäuferinnen in einem Laden, der Mobiliarität verkauft? Ich weiß mir keinen andern Ausdruck dafür: Wie Hebdinnen! Sie sind alle ein wenig blaß, denn sie stecken viele Stunden hinter den Ladentischen, und die großen Kaufhäuser lassen oft wenig Luft und Sonne herein. Sie sind alle ein wenig müde, denn es ist aufreibend, Dinge als das Notwendigste von der Welt anpreisen, die zu begehren auch nicht im Traume einem einfallen darf. Aber — sie lassen sich das alles nicht anmerken. Denn müde und abgemüht dürfen doch nur die Käuferinnen sein, die in atemloser Jagd von Laden zu Laden eilen, weil man doch nirgendwo was „Gernühtiges“ bekommt, und weil die Verkäuferinnen doch nicht „wissen“, was sie vorzuziehen haben, um einen verübten Geschmack zu befriedigen.

Das Angenehme an den Verkäuferinnen ist die bühnliche Sanftmut, mit welcher sie allen Damen begegnen: Man hat alle Berufsgruppen schon groß und unwillig gesehen. Man hat es erlebt, daß Beamte glaubten, Männerwürde mit Grobheit verbinden zu müssen. Schriftsteller werden umgeholt, wenn ihnen die Redaktion einen mehrfachen Aufsatz zurücksendet, Schauspieler, wenn der Regisseur nicht anerkennt, daß sie das direkte Erbe Garricks angetreten haben. Aber hat aber Verkäuferinnen schon wirklich ungeduldig oder unwillig gesehen? — Sie begrüßen nett und freundlich, sie fragen mit Ehrfurcht nach den Wünschen, sie verstehen sofort alles, trotzdem die Kaufenden durchaus nicht immer wissen, was sie wollen. Kein Regal ist ihnen zu tief, keines zu hoch, sie klammern mit Anmut über Leitern, sie holen mit Grazie schwere Ballen herunter, sie breiten alles mit perfönllichem Geschmack aus, sie wissen nette Dinge zu sagen, sie machen treffliche Komplimente. Sie sprechen über die Dinge, die sie zu verkaufen haben, in einer Weise, als könnte man ohne diese Herrlichkeiten nicht mehr weiterleben — und sie glauben das beinahe alles selbst. Wenigstens solange die Kundhaft vor ihnen steht. Sie wissen es zu gut, daß unter zehn Damen, die das Vokal betreten, doch mindestens sechs wieder umkehren, ohne gekauft zu haben. Sie leisten aber diese Gefährnisse keine entgeltlich. Sie werfen nicht einmal einen bösen Blick nach. Sie sind gutmütig geblieben im Laufe der Zeiten.

Und mehr als das, sie sind selbstlos geworden. Denn manche von ihnen dürfen sich nicht darauf beschränken, das, was die Damen gerne kaufen, verlockend vor ihnen auszubieten. Man gibt ihnen den schönsten französischen Namen Mannequin. Sie ziehen über ihre wohlgebaute Körper die schmeigame Seide und tragen sie mit Anmut. Die andern, die viel Geld, aber keinen französischen Namen haben, sitzen davor und kaufen, kaufen — Die Verkäuferin zieht das Seidenkleid wieder aus und verbringt in ihre reizende Bedeutungslosigkeit. Sie trägt in den jeweiligen Stunden die wunderlichsten Kleider.

der. In den freien Stunden aber trägt sie den „Gloriosen des Besichtigens“.

Dieses Lied vom Hebdentum der Verkäuferinnen muß auch einmal gelungen werden. Man wird es zwar nicht in den Zeitblättern lesen können und ihnen keine Steinentwürfe errichten. Aber vielleicht findet ja eine Verkäuferin Gelegenheit, ihr Lied „in der Zeitung zu lesen. Ich lege sie lächeln, und vielleicht sagt sie bei sich selbst, es ist etwas zu schön gefährt. Meinem. Das schönste Hebdentum ist jenes, das nichts von sich selber weiß. Eugen Traber.

### Kleine Mundschau

**Rückläufer Dienst der Frau in England**

E. P. D. Der Jahresbericht des Zentralvorstandes für die städtische Arbeit der Frau macht auf die verschiedenen Ausbildungsmöglichkeiten der Frau für den rückläufigen Dienst während des Krieges sowie die Entwicklung dieses Dienstes vor allem als Fräuleinbetriebe unter der mobilisierten Frau aufmerksam. Das Arbeitsministerium hat die Erörterung erteilt, daß bis zu 230 Frauen der anglistischen Kirche und der Freikirchen im Alter zwischen 24 und 31 Jahren in den nächsten 12 Monaten für städtische Arbeit ausgebildet werden können, nachdem ihre Eignung zu diesem Dienst festgestellt worden ist. Die wichtigsten städtischen Stellen sind mit dem Arbeitsministerium in Verbindung getreten und haben sich zur Zusammenarbeit bereit erklärt.

### Gertrud Billiger-Keller

Am 5. August jährte sich zum hundertsten Mal der Geburtstag dieser gegenwärtig wirkenden Schweizerfrau, die 1888 der Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein mitbegründend half und schon ein Jahr später zur Zentralpräsidentin ernannt wurde. Sie war die Tochter des angesehenen Nationalrates Augustin Keller; ihre Mutter hatte aus eigener Initiative in Baden eine Dienstbotenanstalt gegründet. Solchen Vorbildern folgend hat dann Gertrud Billiger, später an der Seite ihres Mannes, der ihre Arbeit mit manchem Rat förderte, die Frauen zu gemeinnützigem und charitativem Wirken erzo-gen, in einer Zeit, da solchen Bestrebungen durch die Maxime „Die Frau gehört ins Haus“ immer wieder Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

In den neunzehn Jahren, da Gertrud Billiger Zentralpräsidentin des Vereins war, hat sich dieser im ganzen Lande reich entfaltet. Ihr Hauptanliegen richtete sie auf die Förderung des hauswirtschaftlichen Unterrichts, in der Haushaltungsschule Lenzburg führte sie Umschulungskurse für Fabrikarbeiterinnen ein und ließ bei geringem Kursgeld den Dienstbotenkurs so beliebt wie möglich gestalten. Sie beschränkte die Arbeit

terstberjorgung und rief 1899 die Disziplinierung treuer Angestellten durch den Gemeinnützigen Frauenverein ins Leben. Sie hat den Beitritt des Vereins zum Schweizerischen Roten Kreuz und seine Mitbeteiligung im Kampf gegen die Tuberkulose trotz anfänglicher Widerstände durchgeföhrt. Sie hat ferner das Verdienst, den berufstätigen Töchtern den Weg zu zwei neuen Frauenberufen erschlossen zu haben, zur Apothekerin und zur Gärtnerin. Im Jahre 1905 gründete der Verein in Niederlenz eine Gartenbauhufe für Töchter, die sich vorzüglich behauptet hat.

Mit einem andern Wert bleibt der Name Gertrud Billiger ebenfalls für alle Zeit verbunden: mit der Schweizerischen Filialerinnenschaft in Zürich, die eine Stiftung des Gemeinnützigen Frauenvereins ist. Leider war es ihr nicht vergönnt, zu erleben, was die Pflegerinnenhufe in den wenigen Jahrzehnten seit ihrer Gründung erreicht hat, in welcher stattlichem Bau sie heute untergebracht ist.

Andern großen Schweizerfrauen, die ihr zum Teil Vorbild waren, die sie in schöner Beweihrtheit verehrte, hat sie in dem prächtig ausgestatteten Band „Die Schweizerinnen“ ein Denkmal gesetzt. Ihr hundertter Geburtstag hat gesetzt, wie das Andenken an Frau Billiger-Keller und die Bewunderung für sie überall dort noch ganz lebendig sind, wo ihr Erbe weiter verwaltert, wo mit Energie und Pflichtbewußtsein Frauen an der Entfaltung gemeinnütziger und sozialer Aufgaben arbeiten.

ihre Arbeit nicht mehr weiterleben — und sie glauben das beinahe alles selbst. Wenigstens solange die Kundhaft vor ihnen steht. Sie wissen es zu gut, daß unter zehn Damen, die das Vokal betreten, doch mindestens sechs wieder umkehren, ohne gekauft zu haben. Sie leisten aber diese Gefährnisse keine entgeltlich. Sie werfen nicht einmal einen bösen Blick nach. Sie sind gutmütig geblieben im Laufe der Zeiten.

Und mehr als das, sie sind selbstlos geworden. Denn manche von ihnen dürfen sich nicht darauf beschränken, das, was die Damen gerne kaufen, verlockend vor ihnen auszubieten. Man gibt ihnen den schönsten französischen Namen Mannequin. Sie ziehen über ihre wohlgebaute Körper die schmeigame Seide und tragen sie mit Anmut. Die andern, die viel Geld, aber keinen französischen Namen haben, sitzen davor und kaufen, kaufen — Die Verkäuferin zieht das Seidenkleid wieder aus und verbringt in ihre reizende Bedeutungslosigkeit. Sie trägt in den jeweiligen Stunden die wunderlichsten Kleider.

**Redaktion**

Magmeiner Teil: Emmi Wösch, Zürich 5, Simmattstrasse 25, Telefon 3 22 03.

Freiwilliger: Anna Sersoon-Guber, Zürich, Freudenberalmstrasse 142, Telefon 8 12 05.

**Berlin**

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. b. c. Elise Häblin-Spiller, Rüdberg, (Zürich).

### Lob der Verkäuferin

Daß die Verkäuferin in ihrem Lagerort nicht immer auf Hohn gebettet ist, wissen wir. Mehr als einmal sind wir an dieser Stelle für sie und ihren Stand eingetreten, wenn es galt, dem früheren oder dem heutigen besten Auszubildenden, dem Arbeiter, die keine Anmutterung nach fremdem Lagerort liebt, vielmehr man von ihnen hier das „Robotte“ um besten Veröffentlichung der Autor uns ergrühte. Red.

Nicht alle Verkäuferinnen beschäftigen sich aus innerer Neigung mit dem Verkauf. Vielleicht hat sich sogar die eine oder andere im Stillen gegen ihre Schicksal aufgebracht, aber man sieht ihren sanften Mienen an, daß sie sich im Lauf ihrer Tätigkeit zu einer weichen und vergessenden Re-signation durchgerungen haben. Ziele sind sogar

### Selbst-Einmachen von zarten Gurken

ist notwendig, klug, weil milde, saftige Gurken alle kalten Platten hübsch garnieren und nie fehen dürfen, wie auch Zwiebeln, Tomaten usw.

**Rezept:** einfach schnell sicher

**Selbst-Einmachen ist billiger**

Geschälte Gurken halbieren, ganze grüne Tomaten, Paparoti, Zwiebeln, 3 Tage in Salzwasser einlegen (ca. 300 g Salz zu 6 l Wasser), öfters umröhren. Nachmal waschen in Topf schichten, Aeschbach Kräuter-Essig (normales würzig) darüber gießen, bis oben Schicht bedeckt ist. Mit Porzellaneller oder Holzschüssel (nie Steln verwenden) unter Flüssigkeit halten. Nach 14 Tagen gebrauchsfähig. Gefäße stets sauber, kühl aufbewahren. Essig abschütten, aufkochen, Topf reinigen. Kräutereisig heiß übergießen. Zwecks besserer Haltbarkeit keine künstlich gedüngten Gemüse verwenden.

Liter 1.50 Fr. In Lebensmittelgeschäften.

**Gratis-Muster, Rezepte von Essigfabrik Winterthur 2.** (20er Marke best.)

### Genf Hôtel des Familles

Christliches Hospiz, vis-à-vis Bahnhof

Heimliche Zimmer mit allem Komfort von Fr. 4.50  
Mit voller oder halber Pension von Fr. 8.-10.-

### Selbst-Einmachen von zarten Gurken

**Aeschbach Kräuter Essig**

Liter 1.50 Fr. In Lebensmittelgeschäften.

**Gratis-Muster, Rezepte von Essigfabrik Winterthur 2.** (20er Marke best.)

### SCHAFFHAUSER WOLLE

Zur Ergänzung und Erneuerung Ihres **Notvorrates** offeriere ich meine vorzüglichen **Fleisch-konserven**

Pic-nic Siedfleisch Rindbraten Sandwichpaste Farmerfleischpaste Zungenbraten Wienergulasch Ruff-Würstli Fleischkäse

Punktfreie Konserven Kaninchenpaste Kaninchenfleischpaste Mastganspaste

In allen Filialen u. Lebensmittelgeschäften

**Ruff**

### Wo kauft die Frau in Zürich?

Der heimliche Teerraum Markt-gasse 16

**B** Bispfestube

W. BENTRICH, SOHN ZÜRICH

Alle Küchengaräte nur von **SCHWABENLAND & CIE AG.** Naschelstr. 44 Zürich 1

### Evangelisches Töchterinstitut Horgen (am Zürichsee)

Kochen - Haushaltung - Sprachen

Kursbeginn: 1. November und 1. Mal

Kursierte und detaillierte Prospekte versenden gerne die Vor-schwin Fräulein M. Schürpf, Horgen, Poststr. 12, oder Dir. Pfr. Pfarrer F. Stumm, Horgen, Tel. 23.44.18.

### TAPETEN . WANDSTOFFE . VORHÄNGE

## Tapeten Spörri

TEL: 36.660 . ZÜRICH . FÜSSLISTRASSE 6

Metzgerei Charcuterie

**J. Leutert** Zürich 1 Schützengasse 7

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

Telephon 34770

Filiale Bahnhofplatz 7

**Inserieren bringt Gewinn**